

Martin R. Dean
Fremd Gehen

Im Folgenden möchte ich den Spuren der Globalisierung – oder besser: der Figur des Fremden und den Identitätsbildungen im hybriden Kulturraum am Beispiel eigener Texte nachgehen. Keineswegs, um die eigenen Texte zu interpretieren – dafür bin ich als Autor nicht geeignet –, sondern um mit ihnen Zusammenhänge zu verdeutlichen, die, oft zu meinem eigenen Erstaunen, von allem Anfang an da waren. Wenn ich somit das eigene Schreiben in den Kontext der deutschschweizer Schweizer Literatur rücke, dann um die Spuren des Hybriden zwischen dem Eigenen und dem Fremden deutlicher zu machen.

A. Die Namen

Die zentralen Figuren meiner Bücher sind keine erkennbaren Schweizer oder Schweizerinnen. Sie heißen nicht Los oder Meier, sondern, in *Die verborgenen Gärten*, Manuel Kornell und Leo Brosamer, in *Die gefiederte Frau* Niki und Mouche, in *Der Mann ohne Licht* Mario Dill, in *Der Guayanaknoten* Ralph und Daniel, in *Die Ballade von Billie und Joe* Billie und Joe und – um den Fantasienamen Monsieur Fume meines gleichnamigen Buches wegzulassen – in den *Die Väter* Robert und Ray. Die Namensgebung gehorcht einem Muster, das schon Thomas Mann in seinen frühen Novellen benutzte. In *Tonio Kröger* spiegelt sich die Identitäts-Gespaltenheit der Hauptfigur in eine nördliche (Krögersche) und eine südliche (Toniohafte) Seite in seinem Namen.

Meine Figuren zeigen von Erstling an ein problematisches Verhältnis zum »Heimatland« Schweiz. Sie stehen in einer abwartenden, zögerlichen, vorsichtigen Zuwendung zur Schweiz. Ihre Distanziertheit lässt sich auch lesen als Kehrseite ihres partiellen Ausgeschlossenenseins von nationalen Riten und Identitätsbeschwörungsformeln. Sie gehören keinem Kanon an.

In der »Ballade« heißt es:

Aber Joe [italienischschweizerischer Abstammung] weiss nicht, was er mit diesen Häusern und Schlösschen anfangen soll. Er arbeitet in diesem Land, wohnt hier, isst, schläft und liebt, aber das Land hat für ihn keine richtige Geschichte. [...] Im Grunde genommen lässt ihn das Schweizerische kalt. [...]¹

Die Figuren sind weitgehend entnationalisiert. Bei der Suche nach ihrer Identität lassen sie sich kaum auf nationale Kategorien reduzieren. Ihr Schweizersein bleibt ihnen ein Problem ebenso wie ihr Nichtganzschweizersein.

In *Die verborgenen Gärten* erscheint der Lebens- wie der Identitätswurf beider Hauptprotagonisten, Manuel Kornell wie Leo Brosamer, wie eine crea-

¹ Martin R. Dean: *Die Ballade von Billie und Joe*. München, Wien: Hanser 1987, S. 97.

tio ex nihilo. Vor allem Leo Brosamer, der sechzigjährige, glatzköpfige Millionär, eine Art Monsieur Teste, trägt einen Kunstnamen, der auf keine geläufige Herkunft verweist. Er sammelt Lebensläufe, er kann ohne die Biografie anderer Leute nicht leben. Vampirhaft saugt er fremde Biographeme auf, um eigene Identitätsschwächen zu kompensieren. Seine Person erscheint Manuel, dem jungen dialogischen Gegenüber, geradezu als Inbegriff der Unwirklichkeit:

Was, wenn ich jetzt behaupten wollte, dass Brosamer gar nicht existiert? Dass er, nachdem ich dies alles aufgeschrieben habe, doch nur eine Erfindung von mir sei. Das wäre zweifellos zuviel behauptet.

Wieso aber quält mich das Gefühl, er sei nicht wirklich? Oder ist es das Gefühl einer Art Überwirklichkeit, der permanenten Bedrängnis durch ihn? Ich kenne ihn nun über ein Vierteljahr. Aber nicht so, wie man jemanden kennt. Ich durchschaue ihn nicht, seine Gewohnheiten, sein Denken, sein Leben. Ich rätsle an seinen Heimlichkeiten. Ich muss gestehen, dass ich rein gar nichts von ihm weiss.

Und doch ist er da, je länger desto mehr. Immer hartnäckiger setzt er sich in meinen Vorstellungen, Wünschen und Ängsten fest. Ist es das?

Immerhin gibt es gewisse, scharf herausgetriebene Züge seines Wesens, die sich mit den haarfein gezeichneten, bald überdeutlichen, bald wieder ins Amorphe zurücksinkende Linien eines Tagtraumes durchaus vergleichen lassen. Jeder Erfindung haftet etwas von diesem Zittern an, das die Dinge unendlich viele Male zwischen der Phantasie, der träumerischen Fatalität und der harten, steinigen Wirklichkeit elastisch hin und her wirft. So auch bei Leo Brosamer. Unmerklich, muss ich sagen, biegen sich die Nächte zu mir herüber, langarmig, und vernetzen das Chaos der Träume mit dem hellen Tag.

[...] Ich nehme ihn auf in meine Phantasie wie einen gerngesehenen Gast. Ich jongliere mit ihm, ohne dass er es weiss. Ich verwandle ihn. Vielleicht ist Brosamer gar nicht sein richtiger Name. Vielleicht ein Pseudonym oder eine niederträchtige Fälschung. Vielleicht heisst er auch gar nicht Leo, sondern Harald, oder Hugo, oder Thaddäus. Wieso nicht Edgar? Edgar Brosamer. Wenn überhaupt Brosamer. Aber davon will ich nicht lassen. Broo-saa-mer. Das klingt zu schön!²

Manuel halluziniert den Namen Brosamer als beliebig und ersetzbar, ein »Firmenschild, ein Zeichen für Anonymität, hinter dem sich alles und nichts verbirgt«.³

In der Namensgebung tritt deutlich ein künstliches Element hervor. Ich vermute, dass dieses Artifizielle auch als Vorschein des Fremdseins der Figuren verstanden werden kann. Den Figuren ist Natürlichkeit, hier ein Verankertsein in Kanton und Gegend, nicht gegeben. In der Namensgebung der Hauptprotagonisten meiner Bücher sedimentiert sich ein verrutschtes Verhältnis zur Heimat. Der Name, nach Adorno »versteinertes Gelächter«, trägt als Identitätsmal die Spur des Nichtheimischen.

² Martin R. Dean: *Die verborgenen Gärten*. Roman. München, Wien: Hanser 1982, S. 27f.

³ Ebd., S. 128.

Wie Manuel in meinem Erstling befinden sich alle Figuren immer in einem Labyrinth, in dessen Mitte entweder die Namenlosigkeit oder die gelungene Identitätsfindung steht. Meistens bildet eine der Figuren, ein Mann, ein dialogisches Paar mit einer anderen Figur. In *Die verborgenen Gärten* versucht sich Manuel an seinem Gegenüber Brosamer zu konturieren, um der Gefahr der andauernden Verschmelzung mit ihm zu entgehen. Im *Der Mann ohne Licht* ist Mario dem maskenhaft seine Identität wechselnden Schriftsteller Eugen Loder detektivisch auf der Spur, nicht ohne sich immer wieder mit ihm zu identifizieren. In *Der Guaynaknoten* erzählt Ralf, dessen Alter Ego sein Bruder Daniel ist, seine Knoten-Geschichten im Auftrag des Verlagsmannes Lehmann. Stets lockt das Gegenüber, das Fremde, mit dem Angebot der Selbstfindung, wie es diese auch immer bedroht. In *Die Ballade von Billie und Joe* ist das Andere die Geliebte Billie, während Robert in *Meine Väter* im Gesicht seines endlich gefundenen Vaters Ray nach Zügen von Ähnlichkeit und Differenz sucht.

Das Dialogische, zuweilen das Antagonistische, lässt sich lesen als Angebot zur Selbstfindung des Protagonisten. Identität meint ja nicht nur die Übereinstimmung mit einem Selbst, sondern auch den Umstand, von den anderen in seinem Selbst erkannt zu werden. Die Hauptfiguren – Manuel, Mario, Joe und Robert tasten sich, gerade weil sie national nicht fixiert sind, an vielerlei Identitätsanteile heran, um sich vor der Namenlosigkeit zu retten. Sie sind aber grundsätzlich anders ins Dasein gesetzt als jene, deren Wurzeln über Generationen zurückreichen. In ihrem Niemandsland gibt es kein Versprechen auf Selbstsein im Eingebürgert- oder Einheimischsein. Dieses muss gewonnen, erarbeitet, herbeierzählt werden – erst dann kann es aufs Spiel gesetzt werden. Der Einsatz ist also immer der Selbstentwurf im fiktiven Medium der Literatur. Literatur nicht als Lebensersatz, sondern als Vervielfältigung von Lebensmöglichkeiten, von Lebensrollen, von Lebensläufen. Das Erzählen, Erfinden und Entwerfen von Lebensläufen bildet dabei letztlich keine feste Identitätsstruktur aus. Schreiben wie die Suche nach einer Selbstdefinition bleiben im Fluss. Wohl aber gewähren die solcherart gewobenen Texturen oder Texte homeland für die Schattenlosen.

B. Motive, Gärten, Labyrinth, Knoten und Passagen

Was passiert, wenn die Traditionen nicht greifen? Wenn der Einzelne durch das Netz der Zugehörigkeit fällt? Wenn es keinen Strom der einheimischer Tradition gibt, in den man sich wohlig setzen kann?

»Was für geglückte Traditionen richtig sein kann – das Sichtragenlassen vom Strom guter Überlieferungen –, ist für missglückte Traditionen selbstmörderisch oder falsch«, schreibt Peter Sloterdijk in *Zur Welt kommen – zur*

Sprache kommen.⁴ Dies gilt nicht nur für missglückte, sondern auch für fehlende Traditionen. Wer aussteigt – oder hinausgesetzt wird aus dem nationalen Fluss –, auch darum, weil er sich nicht darin erkennt – der ist, um noch einmal Sloterdijk zu zitieren, auf radikale »Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung, Selbstbegründung« aus.⁵ Dies betrifft verständlicherweise nicht mehr nur die Deutschen Mitte des letzten Jahrhunderts, sondern, im Zuge der rasanteren Globalisierung und Migration, viele Künstler und Schriftsteller. Gibt es, durch einen Migrationshintergrund, mehr als eine »Heimat«, muss die aktuelle Lebenswelt angeeignet werden, um als Heimat gelten zu können. Dieser Mangel kann zum Movens des Schreibens werden. Der Text, der Roman, der aus ebenso unbewussten wie in der Wunschfantase verorteten Anteilen zusammengesetzt ist, kann diese Synthese des Selbst vielleicht besonders gut leisten.

Die Brüche und Zäsuren, die die Umwälzungen der Postpostmoderne in den Lebensläufen der Subjekte hinterlassen, Patchworkfamilien, Migrationen, Brüche, Abbrüche und Neuanfänge etc., lassen die Traditionen der Autochthonen als unpassende Stützen erscheinen. Politisch gesprochen: Schweizer sein zu wollen, nützt wenig, denn daran knüpft sich eine Integration, die oft genug nur bedingungslose Assimilation meint und die Fremdanteile im Subjekt außen vor lässt. Für nicht-autochtone Autoren ist Heimat ein anstrengendes Ziel.

Wer also aussteigt aus dem Fluss der Traditionen, hat statt einen soliden Stammbaum oft eher Ungewissheiten und Abgründe hinter sich, mit denen sich kein Heimatrecht in lokalen und nationalen Riten erwerben lässt. »Nationen«, schreibt Sloterdijk, »haben ihren Namen freiwillig – unfreiwillig von dem Umstand her, dass sie Ordnungen von Natalitätsverhältnissen darstellen.«⁶ Diejenigen, die nicht in eine Nation hinein geboren worden sind, tendieren zur Wanderschaft nicht nur zwischen den Kulturen, sondern auch den Systemen. Walter Grond schreibt: »Hybrid ist alles, was sich einer Vermischung von Traditionslinien und von Zeichenketten verdankt [...].«⁷ Das Vermischen eigener mit fremden Identitätsanteilen setzt aber eine Erinnerung an das Herkommen voraus, was einige Autoren zur Wurzelsuche veranlasst. Das Interesse an Stammbäumen hat, aus dieser Perspektive erklärbar, in den letzten Jahren auch in der Schweizer Literatur Einzug gehalten. Das ist gut so, weil es die Texte welthaltiger macht und die Inselhaftigkeit des Schweizer Selbstverständnisses durchbricht.

⁴ Peter Sloterdijk: *Zur Welt kommen, zur Sprache kommen*. Frankfurter Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988, S. 155.

⁵ Ebd.

⁶ Ebd., S. 45.

⁷ Walter Grond: *Der Erzähler und der Cyberspace*. Innsbruck: Haymon 1999, S. 25.

Hinter der Überprüfung der Natalitätsverhältnissen steckt letztlich die Frage nach der Natur und der Natürlichkeit sozialer Systeme, in die man verpflanzt worden ist. Bei jenen, die nichts nur Gewachsenes sind, sondern möglicherweise Verpflanzte, »Gemachte«, in Eigenregie in die Welt Gesetzte, schwindet das Vertrauen in die Selbstverständlichkeit ihres Lebenskontextes. Der Wanderer zwischen den Kulturen, den Systemen, der in den Zwischenräumen Behauste entwickelt einen Blick für die Fragilität von gesellschaftlichen Gefügen. Ein hervorragendes Beispiel dafür ist der indischstämmige, karibische Autor V.S. Naipaul, der in seinem Buch *Das Rätsel der Ankunft* sehr eindringlich die Natur seiner neuen englischen Heimat beschreibt – um zu verdeutlichen, was es braucht, um sich eine neue Kultur anzueignen.

Meine Figuren fragen oft danach, was Natur, was Kultur an ihnen ist. Was steckte schon immer in ihnen, zum Beispiel als latentes genetisches Material, und was gehört, als gesellschaftlich Bedingtes, zu ihrem Status als Nichtganz-einheimische?

Meinen Figuren wird zuweilen mangelnde Bodenhaftung nachgesagt. Sie strahlen ihr Geworfensein oder den Zwang, sich selber entwerfen zu müssen, aus, sie sind das, was sie aus sich machen. Da sie nicht instinktiv auf eine primäre Natur rekurrieren können, eignet ihnen auch keine ungebrochene Natürlichkeit. Ihnen ist weder die eine noch die andere Kultur etwas Natürliches und Gewachsenes.

Als Ersatz für unsichere Strukturen bieten sich uralte, transnationale Ordnungssysteme wie Labyrinth und Knotenmuster an. In *Die verborgenen Gärten* führte ich meine beiden Hauptfiguren in ein Garten- und Diskurslabyrinth und gestaltete den Roman selber als Labyrinth. Die Geschichte der Gärten verhandelte die Geschichte der Naturunterwerfung und Beherrschung. Das Bild des historischen Gartens, der immer sedimentierte Natur, also Abbild des Inneren und Äußeren Natur zugleich ist, stellte die Frage nach dem Ort, den das Subjekt in der Welt bezieht. Gärten sind künstliche Systeme, die ein Bild intakter zweiter Natur anbieten. In welchem System fühlt sich der junge Manuel zuhause, wohin zieht es den alten Brosamer?

Selbstredend lässt sich die Frage nach der eigenen Verortung nie abschließend beantworten, aber sie lässt sich immer wieder neu erzählen. Es gibt in *Die verborgenen Gärten* die Figur des Gärtners Thersites, der die Welt nur über die Nase wahrnimmt. Er erfährt den dominant eingesetzten Begriff ordnender und geordneter Natur, wie ihn Brosamer als Liebhaber künstlicher Gärten, wie es die Barockgärten und die Japanischen Gärten sind, vertritt, als Vergewaltigung. Thersites wird in diesem Labyrinth das Opfer. Der junge Manuel, der in seiner Selbstsuche zwischen diesen künstlichen und den natürlichen Gärten schwankt, entscheidet sich zuletzt für den Dschungel. Das Wachsen- und Wu-

chernlassen des Gartens und der Ordnungen, das Zulassen von Rhizomen ist seine Option für das Hybride.

C. *Passagen*

Bekanntlich verdichtet sich an der Landesgrenze die Frage nach der Identität. Grenzbeamte sind dazu da, diese festzustellen – und aus diesem Grund kommen sie oft in meinen Büchern vor. Beispielsweise in der *Gefiederten Frau*, wo ein Grenzbeamter einen Schokoladenvertreter leibesvisitiert, um festzustellen, dass er ein Schmuggler ist. Im Journal *Ausser Mir* fehlen dem Zöllner, der den Pass entgegennimmt, drei Finger an der Hand. Im *Guayanaknoten* wird Ralf, der eine der Brüder, an der Grenze wie immer als einziger herausgenommen und überprüft. »Hinter meinem Rücken zogen die Urschweizer unbehelligt auf den Bahnsteig, während ich mich mit dem Grenzzöllner in den üblichen Clinch begab.«⁸ In der *Ballade von Billie und Joe* schließlich wächst sich der Grenzübertritt von der Schweiz nach Italien für Billie und Joe zu einem richtigen Ritual aus. Das Liebespaar besucht in Melide die Modellschweiz, um von seinem Land, das für ihre Träume zu klein geworden ist, Abschied zu nehmen. Sie verabschieden ihre nationale Identität, um in ein fiktives Land zu gehen: ins Filmland. Als Filmhelden hoffen sie ihre Träume leben zu können.

Ein Grenzzöllner fragt mich, nachdem er meinen Pass kontrolliert hat, in herausforderndem Ton nach dem Inhalt meiner Bücher. Dies bloss, um mir im gleichen Atemzug zu gestehen, dass auch er Künstler sei, nämlich ein Maler. (So wie ich Reisender und Schriftsteller bin, ist er Zöllner und Maler!) – Dies ist bereits der zweite Zöllner, der mir unaufgefordert seinen wahren Beruf, seine Künstlerberufung offenbart. Haben Zöllner, im Vergleich zur Restbevölkerung, einen ausgeprägten Hang zur gespaltenen Persönlichkeit?⁹

Natürlich erinnert diese Stelle an den Douannier Rousseau und an die Tatsache, dass der Grenzübertritt oft auch eine »rite de passage« in eine andere Welt ist. In das »Reich der Kunst«, um es emphatisch zu sagen, denn dieses bietet Rettung für das nicht festgestellte Subjekt.

In solchen Übergängen, Grenzgängen von einer Gesellschaft zur anderen, befinden wir uns heute vermehrt. Die Grenzen haben sich vervielfacht, ebenso die Wirklichkeiten und die Aggregatzustände unserer Erlebniswelt. Beim Schreiben eines Aufsatzes über den Gegenwartsroman fiel meine Aufmerksamkeit auf ein Foto von Jeff Wall mit der unauffälligen Bezeichnung »Overpass« (Überführung). Das Foto zeigt eine Kleingruppe Reisender mit unterschiedlich schwerem Gepäck eine Passerelle überquerend. Eine Passerelle ist einer jener

⁸ Martin R. Dean: *Der Guayanaknoten*. Roman. München, Wien: Hanser 1994, S. 30.

⁹ Martin R. Dean: *Ausser Mir*. Ein Journal. Edition Akzente. München, Wien: Hanser 1990, S. 41.

«Nicht-Orte», wie sie der Ethnologe Marc Augé als symptomatisch für unsere Gegenwart (und Zukunft) beschrieben hat. Auf dem Bild sieht man den Reisenden nicht an, woher sie kommen und wohin sie gehen, man erkennt, da sie von hinten abgebildet sind, nicht einmal ihre Gesichtszüge. Dieses Passagère kennzeichnet die Figuren im hybriden Raum. Die Gesichter der Reisenden sind von uns abgewandt, ihre Herkunft und Religionszugehörigkeit bleibt uns verborgen, ihr Lebensweg geht ins Ungefähre. Sie sind Erdenbewohner, Wanderer, Migranten, Exilanten oder Nomaden in einer allseitig vernetzten und verkehrstechnisch erschlossenen Welt- die gerade durch ihren Zusammenschluss nicht grenzenlos geworden ist. Die Grenzen sind in die Subjekte gewandert. Ihre Geschichte zu erzählen, bildet eine Herausforderung für eine gegenwartshaltige Literatur.

D. Stamm bäume und Migrationen

»Stellen Sie sich Indien vor. Machen Sie es nicht zu klein, sondern lassen Sie es in Ihrem Kopf wachsen. Es muss riesengross werden, wie das reale Indien, ein Kontinent aus Dschungeln, weissen Schneegipfeln, Wüsten und Palmenstränden. Wenn Sie das in Ihrem Kopf haben, dann geben Sie Flüsse dazu. Und Städte, Millionenstädte, Paläste von unerhörter Grosszügigkeit und Verschwendungssucht und daneben setzen Sie die unerträglichste Armut.«

Shamsuu Dahan legt eine Pause ein und tupft sich mit dem Taschentuch den Schweiss aus der flüchtenden Stirn. Leise ruft er nach dem Dienstmädchen, das sich ihm ebenso leise durch die Zimmer nähert.

In einem Maxitaxi war ich über die halbe Insel gefahren, um den Genealogen Shamsuu Dahan zu treffen. Vor seinem Haus bellten grosse und gefährliche Hunde, sodass ich an der Bedeutung des Professors keinen Zweifel mehr hegte. Jetzt sitzen wir beim Tee. Der Professor ist über sechzig; er ist schlank, pedantisch und seine Fingerbewegungen zeugen von höchster indischer Vergeistigung. Dahan ist vom neuen Regierungschef Basdeo Panday dazu angestellt worden, die Spuren der indischen Einwohner Trinidads zurück nach Indien zu verfolgen. [...]

»Nun, wir waren ja gerade noch in Indien. Wenn Sie sich die immense Grösse des Subkontinents vorgestellt haben, dann setzen Sie einen kleinen Punkt im Norden Ihrer mentalen Karte hinzu. Klitzeklein, nicht grösser als einen Fliegen-dreck.«

Shamsuu spickt mit dem Finger einen Brotkrümel weg.

»Gehen Sie nun etwas näher ran, dann sehen Sie halbnackte indische Bauern in einem Reisfeld, Frauen in gelben und braunen Tüchern, Sie betreten das Dorf Mojowah im Bezirk Sultapore, welches selber im Distrikt Faizabad liegt. Heilige Kühe verscheissen die Hauseingänge, Ziegen blöken vor einem kleinen Tempel. Affen rennen herum. Es ist trocken und staubig, sodass Ihre Zunge wie ein abgeschnittener Affenschwanz im Gaumen klebt. Nordindien im Staate Uttar Pradesh. Kurz bevor der Monsun hereinbricht, verlässt ein Mann aus der Kaste der Brahmanen, der Uppadiah, namens Se Ondon dieses Dorf, nachdem er sich von seinem Vater Ramsaruup und seinem Bruder Gokool verabschiedet hat. In wochenlangem Marsch erreicht er den Seehafen von Calcutta, wo er sich am einundzwanzigsten Juli 1867 auf dem englischen Schiff ›The Foyle‹ einschiffet. Un-

ter dem Volk, das sich im Hafen versammelt hat, befinden sich arme Schlucker, aber auch Neugierige aus der Oberschicht, wie Se Ondon. Sie alle haben Zehnjahresverträge abgeschlossen, um ihr Glück in der Neuen Welt zu versuchen. Die ›Foyle‹ macht sich also auf zur zweiten von insgesamt sechs Fahrten nach Trinidad. Am dritten November erreicht sie die Insel. Unter den 531 Einwanderern befindet sich der Priester Se Ondon, Ihr Urgrossvater, der von den englischen Einwanderungsbehörden kurzerhand zu Sewnondon umbenannt wird. Als Priester mit einem Privatsekretär beginnt er seine Karriere im Distrikt Plein Palais in Trinidad.«¹⁰

Stammbäume sind Versuche zur Selbstverortung. Sie führen oft aus der Enge hinaus ins Fremde. Als ich das letzte Mal die Insel meiner Väter, Trinidad, besuchte, war ein Grossteil der indischstämmigen Bevölkerung gerade dabei, nach ihren Vorfahren zu suchen. Ich traf einen Mann, der in Indien den Stammbaum des Premierminister Basdeo Panday erforscht hatte. Ich benutzte die Gelegenheit, mit ihm Stammbaumforschung über meine eigenen Vorfahren, die Familie meines Vaters zu betreiben. Meine Vorfahren großmütterlicherseits wurden, wie die Stelle zeigt, ab 1860 als Kontraktarbeiter nach Trinidad eingeschifft. Die Reise, die Ankunft und die Bedingungen auf dem Schiff lassen sich mit den von den Englischen Behörden ausgestellten Zoll- und Einreisedokumenten bis ins Detail eruieren. Für die Inder ist dies ein Glücksfall. Im Vergleich dazu haben afrikanischstämmige Trinidadier, die als Sklaven ohne Namen, Familienbande und Stammbäume ins Land kamen, größere Probleme, da über ihre Einreise kaum Papiere und Dokumente existieren.

Was aber steckt hinter diesen Ahnen-Recherchen? – War es, in meinem Fall, wirklich Selbstvergewisserung? – Angesichts der Mutmaßungen, Spekulationen und Ungewissheiten, die ich mir bei diesen Recherchen einhandelte, kann von Selbstvergewisserung kaum die Rede sein. Selbst wo die Faktenlage genaue Rückschlüsse ermöglichte, blieb das Wissen spekulativ und abstrakt. Was es bedeutet, als Priester 1867 im Hafen von Kalkutta eingeschifft zu werden, kann ich nicht wissen. Ich kann es mir einbilden, ich kann es mir vorstellen und ich kann mich bei diesen Vorstellungen von Fakten leiten lassen. »Stellen Sie sich Indien vor. Machen Sie es nicht zu klein, sondern lassen Sie es in ihrem Kopf wachsen.«¹¹ Wo Imagination an die Stelle der Realität tritt, geht es nicht um Selbstvergewisserung, sondern um Selbstkomplettierung. Um die Erzählung, die die Lücke im Stammbaum füllt – um das Erschreiben der Biografie.

Identitäten lassen sich anreichern. Sie müssen, gerade wenn der fremde Teil schwer zugänglich ist, durch Imagination komplettiert werden. Was aber

¹⁰ Martin R. Dean: *Meine Väter*. Roman. München, Wien: Hanser 2003, S. 301, 305f.

¹¹ Ebd., S. 305.

bleibt, ist die Erzählung über ferne und fremde Verwandte, die unseren Namen tragen.

Nicht nur meine beiden Väter, sondern auch meine Großmutter mütterlicherseits zählt zu den Immigranten; sie ist 1920 von der Insel Rügen in die Schweiz eingewandert. Ihr Lebenslauf, den ich im Roman *Der Guayanaknoten* aufnahm, erzählt von den Mühen der Anpassung an die Schweiz, den damit verbundenen Kosten und der Vergeblichkeit, im Nachbarschaftlichen Heimat zu finden. Lange bevor die Globalisierung begann, musste meine Großmutter schon mit vielfachen Grenzen zurecht kommen.

E. Das Fremde im Blick

Das Fremde scheint unabdingbar für die Konstruktion einer Schweizer Identität. In der Politik der Überfremdungsinitiativen seit den 60er Jahren, in den in Wellen sich aufbäumenden kollektiven Anfällen von Xenophobie, die schließlich in den Erfolg der SVP mündeten, steht immer das Schweizerische versus das Unschweizerische. Die Zwangsfixierung auf den Fremden lässt vermuten, dass der Begriff des Eigenen recht gut am Fremden gewonnen werden kann.

In der Schweizer Literatur lassen sich davon viele Spuren finden. Seit dem berühmten Satz von Frisch: »Ich bin nicht Stiller«,¹² ist eine langsame aber stetige Entgrenzung der Literatur in europäische und dann auch außereuropäische Räume zu verzeichnen. Fremde, exotische Schauplätze werden selbstverständlicher. Dagegen findet das Fremde zuhause nur zögerlich Eingang in die Schweizer Texte. Immerhin erstaunlich, wo an die 20% der Bevölkerung Immigranten oder Menschen mit ausländischem Hintergrund sind. Nicht einmal als Personal findet dieser Bevölkerungsanteil gebührende Aufmerksamkeit, wenn man den Auftritt des spanischen Knechts in Beat Sterchis Roman *Blösch* einmal ausklammert. Und eine kleine Szene in Adolf Muschgs *Sutters Glück*, die ein eingewandertes indisches Asylantenpaar schildert.

Dieses Versäumnis erinnert an einen Satz von Toni Morrison in *Playing in the dark*, wo sie schreibt:

Schriftsteller und Schriftstellerinnen gehören zu den sensibelsten, intellektuell anarchischsten, repräsentativsten und gründlichsten Künstlern. Der Test für ihr Können ist ihre Fähigkeit, sich etwas vorzustellen, was sich ausserhalb ihres eigenen Ichs befindet, sich das Fremde vertraut zu machen und das Vertraute zum Rätsel.¹³

In den Kanon der Schweizer Literatur haben AutorInnen mit Migrationshintergrund kaum Eingang gefunden. In einem Artikel in der *WoZ* (*Ich bin hier nicht auf Besuch*) fragt Bettina Spoerri, warum den AutorInnen mit fremden

¹² Max Frisch: *Stiller*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1954, S. 9.

¹³ Toni Morrison: *Im Dunkeln Spielen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1994, S. 34.

Wurzeln in der Schweiz sowenig Aufmerksamkeit zukommt – während sie in Deutschland, mit Thereza Mora, Ferdinand Zaimoglou, Ilija Troijanow, Yoko Tawada und vielen anderen zu den Beachtetsten gehören. »Warum«, fragt sie, »tut sich die Schweiz so schwer mit diesen Autoren?«¹⁴

Ist das Fremde nur interessant für die Literaturkritik und die Literaturwissenschaft, solange es Objekt der Forschung ist? Warum trifft es, wo es sich selber zum Subjekt ermächtigt, zuerst einmal auf Misstrauen und Widerstand?

Deutschsprachige Literaturwissenschaft wie Literaturkritik müsste sich an jenen Satz halten, den Toni Morrison in ihren Vorlesungen auf die weiße Literaturwissenschaft der USA gemünzt hat:

Eine Literaturwissenschaft, die es nötig hat, darauf zu bestehen, dass Literatur nicht nur »universell«, sondern auch »rassenlos« sei, riskiert es, die Nervenbahnen zu dieser Literatur zu durchtrennen, und würdigt damit sowohl die Kunst als auch den Künstler herab.¹⁵

¹⁴ Bettina Spoerri: *Ich bin hier nicht auf Besuch*. In: *WoZ*, 6.4.2006, S. 15.

¹⁵ Morrison: *Im Dunkeln Spielen*, S. 34.

Literaturverzeichnis

Erwähnte Bücher

- Dean, Martin R.: *Die verborgenen Gärten*. Roman. München, Wien: Hanser 1982.
- Ders.: *Die gefiederte Frau*. Erzählungen. München, Wien: Hanser 1984.
- Ders.: *Der Mann ohne Licht*. Roman. München, Wien: Hanser 1988.
- Ders.: *Ausser Mir*. Ein Journal. Edition Akzente. München, Wien: Hanser 1990.
- Ders.: *Der Guayanaknoten*. Roman. München, Wien: Hanser 1994.
- Ders.: *Die Ballade von Billie und Joe*. München, Wien: Hanser 1987.
- Ders.: *Monsieur Fume oder das Glück der Vergesslichkeit*. München, Wien: Hanser 1998.
- Ders.: *Meine Väter*. Roman. München, Wien: Hanser 2003.

Andere

- Frisch, Max: *Stiller*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1954.
- Grond, Walter: *Der Erzähler und der Cyberspace*. Innsbruck: Haymon 1999.
- Morrison, Toni: *Im Dunkeln Spielen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1994.
- Muschg, Adolf: *Sutters Glück*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001.
- Naipaul, V.S.: *Das Rätsel der Ankunft*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1993.
- Sloterdijk, Peter: *Zur Welt kommen, zur Sprache kommen*. Frankfurter Vorlesungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1988.
- Spoerri, Bettina: *Ich bin hier nicht auf Besuch*. In: WoZ, 6.4.2006, S. 15.
- Sterchi, Beat: *Blösch*. Zürich: Diogenes 1983.

Empfohlene Zitierweise:

Martin R. Dean: Fremd Gehen. <http://www.germanistik.ch/publikation.php?id=Fremd_Gehen> (publiziert Februar 2010)